

Das Armband.

Stizze von Jean Reibrah.

„Nach Nizza!“ hatte der Doktor gesagt.

Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, wendete Herr Merane sich um und blickte mit einem solchen Ausdruck der Verzweiflung auf Martha, deren Gesicht sich blaß von den Rissen des Lehnstuhles abhob, daß das junge Mädchen sich gedrängt fühlte, ihn zu trösten.

„Vater, ich werde gewiß auch gesund, ohne so weit fortzugehen. Die Ärzte denken immer, daß sie es nur mit reichen Leuten zu thun haben.“

Herr Merane schüttelte den Kopf.

„Rein Martha, der Doktor hat recht. Es muß sein!“

„Aber das Geld?“ wendete die Kranke ein.

Der Vater zögerte einen Augenblick, dann ließ er fast schüchtern ein Wort fallen:

„Das Armband!“

Martha stieß einen tiefen Seufzer aus, und dann verankerten beide in ein schmerzliches Schweigen.

Dieses Armband war der letzte Rest eines großen Vermögens, das durch die Fehler des Geschäftshabers und andere Unglücksfälle verloren gegangen war.

Ehe Herr Merane die bescheidene Stellung gefunden hatte, die er jetzt bekleidete, hatte er eines nach dem anderen, seine Kunstgegenstände, Schmuckstücke, ja selbst die Möbel, verkaufen müssen.

Nur das Armband war sorgfältig aufbewahrt worden. Denn der Gedanke an die Zukunft bereitete Herrn Merane viel Sorge, an Martha's Zukunft, wenn er nicht mehr sein würde. Er hatte daran gedacht, ihr ein kleines Geschäft einzurichten, eine Wäscherei oder einen Puhladen, obwohl dieser Plan ihm anfänglich sehr grausam vorkam.

Er verglich ihn in der Erinnerung mit den schönen Vorläufen, die er einst in Martha's Kinderjahren für ihre Zukunft geschmiedet hatte, und wußte, daß er endgültig den unheilbaren Niedergang seiner Familie bezichnete.

Aber Martha hatte tapfer und freudig eingestimmt. Das Armband würde genügen, um diesen bescheidenen Ehrgeiz nach einer selbständigen Lebensstellung zu erfüllen. Denn es hatte 10,000 Franken gelostet. Herr Merane hatte sich nach und nach an den Gedanken gewöhnt und endlich sogar bei der Vorstellung gelächelt, das junge Mädchen in ihrer einfachen, tapferen Anmuth in einem hübsch eingerichteten kleinen Laden zu sehen. Ein Schatten fiel freilich auf diese letzten Zukunftsträume. So bescheiden sie auch waren, der Preis, den die Juweliere für das Schmuckstück bezahlen wollten, drückte sie noch mehr herab. Nur ein Meißler des Hauses, Herr Bauche, der Bankier, der den ersten Stod bewohnte, hatte dreitausend Frank geboten. Und Herr Merane hatte den hübschen, kleinen Laden sich in eine gewöhnliche Kramhandlung verwandeln sehen, ohne Feinheit und Eleganz, in irgend einem armen Viertel, und hatte sich schließlich auch dabei resignirt. Da war Martha's Krankheit gekommen und hatte alle Projekte über den Hausen geworfen. Sie zog sich beunruhigend in die Länge, diese Krankheit, und nun hatte der Doktor von Nizza gesprochen.

Dieses kleine Geschäft, das ohnedies so winzig geworden war, sollte es nie zur Wirklichkeit werden, sondern wie alle anderen Hoffnungen, von dem Sturmwind der Ferkörung fortgeweht werden, der über ihr Leben ging?

Trotzdem wurde Herr Merane nur von einem Gedanken überherrscht: Wollte es nicht vor allem, Martha zu retten? Wozu das Geschäft, das Geld, wenn sie nicht geheilt war?

„Hör“, nahm er das Gespräch wieder auf, „mit dreitausend Franken kann man so manches anfangen. Wir werden noch genug übrig behalten. Und dann gehe ich heute zu Herrn Bauche. Ich werde ihm alles erzählen. Er ist so reich. Vielleicht gibt er uns heute mehr.“

Herr Bauche sah an seinem Schreibisch und eine sorglose Falte furchte seine Stirn. Heute beim Frühstück hatte seine Tochter Susanne in einer ihrer kindischen und verwöhnten Launen mit ihm geschmollt, weil er ihr ein Koffer verweigerte, das sie bei einem Juwelier der Rue de la Paix bewundern hatte. Ein entzündendes Schmuckstück, sicherlich, aber so theuer! Außerdem besaß Susanne wahrhaftig Schmuck genug und hatte von ihrer Mutter und ihrem zukünftigen Bräutigam noch mehr zu erwarten.

Ein Diener trat ein und präsentirte eine Karte. Herr Bauche warf einen Blick darauf, aber der Name Merane weckte ursprünglich keine Erinnerung in ihm. Erst beim Anblick des Besuchers entsann er sich des Miethers aus dem fünften Stod, des Armbandes.

„Und schon knüpfte sich eine rasche, halbberuhigte Gedankenverbindung zwischen diesem Besuch und Susannes heutiger Kaprice in ihm an.“

„Ich komme wegen des Armbandes“, begann Herr Merane. „Sie entsinnen sich wohl?“

Herr Bauche entsann sich vorläufig durchaus nicht. Aber nach einigen erklärenden Worten Herrn Meranes ließ er sich zu dem Zugeständniß herbei.

„Ach gewiß, gewiß! . . . Nun, wie ist es damit?“

„Ja, ich habe mich nun entschlossen“, antwortete Herr Merane. „Und wenn Sie einverstanden sind . . .?“

Herr Bauche überlegte. Er besaß das Armband mit seinen herrlichen Steinen, seiner feinen Zeichnung und fand, daß es dem Koffer bedingungslos vorzuziehen sei.

Er entsann sich auch seines Angebots von dreitausend Franken; aber da der Mann zurückkam, so brauchte er das Geld sicher nothwendig, befand sich in einer Zwangslage, in der er auch eine geringere Summe akzeptiren würde.

„Ich brauche das Armband nicht mehr“, sagte er kurz. Und Herrn Meranes Bestürzung bemerkend, fügte er mit gespielter Gleichgültigkeit hinzu:

„Ich erinnere mich jetzt . . . es handelt sich um ein Geburtsdagsgeschenk, und da Sie nicht wollen, habe ich eben etwas anderes gekauft. Jetzt ist es zu spät. Was läßt sich da thun?“

Merane stand erstarrt und erschrocken da. Endlich stammelte er:

„Herr, wenn Sie mir erlauben wollten . . . Ich bin in einer traurigen Lage . . . meine Tochter . . . sie ist krank . . .“

„Sie haben eine Tochter?“ fragte Bauche mit erwachendem Interesse.

„Ja, Herr.“

„Und sie ist krank? Gefährlich?“

„Ja, das ist sie wohl. Der Doktor verlangt, daß sie nach Nizza geht.“

Und ermutigt durch die Haltung des Bankiers, der jedes Wort mit einem theilnehmenden Kopfschütteln begleitete, gewann Merane so viel Vertrauen, daß er rückhaltslos von seinen Plänen und Hoffnungen berichtete.

„Ja, ich verstehe Sie wohl“, sagte Herr Bauche, nachdem er geneigt hatte. „Ich weiß, wie man diese theuren Geschöpfe liebt. Ich habe ja auch eine Tochter. Und was würde ich nicht für sie thun!“

„Nicht wahr, nicht wahr, ja“, sagte Merane. Eine tiefe Rührung überkam ihn, und mit hoffnungsvoll pochendem Herzen sah er schon voraus, daß Herr Bauche einer großmüthigen Regung nachgeben würde. In der That durchdrachte ein ähnlicher Gedanke den Bankier. Er stellte sich vor, daß seine Susanne, die so wohl, freilich und munter war, ihrerseits krank werden könnte, vielleicht noch schlimmer, vielleicht von den Ärzten zum Tode verurtheilt. Dieses Bild überwältigte ihn fast, und er fühlte sich wegen seiner Weigerung von heute Morgen von Gewissensbissen gequält. Wie hätte er nur so grausam gegen das arme Kind sein können! Nein, er würde ihr nie mehr etwas abschlagen, alle ihre Launen befriedigen!

Damit kam er wieder auf die augenblickliche Situation zurück.

„Warum nur haben Sie sich nicht früher entschlossen?“ seufzte er. „Ich bin ja selbst gerührt von Ihrer Lage und würde Ihnen gern nützlich sein. Aber dreitausend Franken! . . .“

„Drei, Herr! Dreitausend!“ verbesserte Merane geschüchtern.

„Sie glauben?“ meinte Herr Bauche.

„Nun, ich erinnere mich nicht mehr genau. Jedenfalls sagte ich Ihnen schon, daß die Umstände sich seither geändert haben. Und es handelt sich ja gar nicht mehr um mich, sondern darum, Ihnen und Ihrer Tochter einen Dienst zu erweisen.“

Die Angst überkam Merane mit erneuter Heftigkeit. Er begriff, wie wichtig seine aufkommende Hoffnung gewesen sei, fühlte die Ausbeute einer Bitte und schämte sich fast, daß er einen Augenblick hatte daran denken können.

„Also, wieviel?“ fragte er mit einer letzten Anstrengung.

„Wieviel? . . . Wieviel?“ zögerte Herr Bauche. „Es ist an Ihnen, mir Ihre Vorschläge zu machen.“

Er sah Herrn Merane an, der gewaltig schwankte, und sagte plötzlich mit herzlicher, theilnehmender Stimme: „Nun, nun, Sie können das Kind doch wohl nicht sterben lassen! Zum Teufel! Das würde ich selbst gar nicht zugeben! Ich will Ihnen helfen und werde es auch! Nur müssen Sie mich darin unterstützen. Bringen Sie Ihrerseits ein Opfer. Also fünfzehnhundert Franken! Schlagen Sie ein!“

Er öffnete eine Lade und breitete die Banknoten auf der Tischplatte aus.

„Hier sind fünfzehnhundert Franken. Nun wie ist's?“

Merane stand unbeweglich, wie vom Schlag gerührt. Er dachte nicht einmal daran etwas zu entgegenen. Nur der einzige Gedanke, Martha zu retten, um jeden Preis zu retten, haftete in seinem verstörten Gehirn. Jeder Widerstand war hier vergebens; er warf das Schmuckstück hin, nahm

die Banknoten und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Herr Bauche ließ den Dadel des Glases auffpringen und überzeugte sich durch einen raschen Blick, daß die Steine nicht vertauscht worden seien. Dann begab er sich mit leichten und fröhlichen Schritten in das Zimmer seiner Tochter.

„Sieh einmal her, Susanne!“

Ein leichtes Schmelzen lag noch auf den Zügen des jungen Mädchens, aber beim Anblick des Armbandes erleuchteten sie sich vor Freude.

„Für mich?“ fragte sie.

„Gewiß!“ antwortete Herr Bauche. „Gewiß für Dich!“

„O, Vater, Du verwöhnst mich zu sehr!“ rief Susanne. „Und wahrhaftig, ich verdiene es nicht, denn diesen Morgen . . .“

Sie fiel ihrem Vater um den Hals, um gleich darauf wieder zu dem Schmuckstück zurückzukehren, so entzündend in ihrer Mischung von Bewunderung, Freude und Kolerie, daß Herr Bauche sich vor freudiger Rührung die Thränen abwischen mußte. Wie liebreizend war doch das Kind, wie blond, frisch und hübsch in der Verklärtheit dieser plötzlichen Freude! Doch als er nun das ganze Abenteuer zu erzählen begann, von dem Besuch des Nachbarn, dieses Herrn Merane, der das Geld für seine trankle Tochter brauchte, verdüsterte sich Susannes Gesicht so merklich, daß der Vater unruhig wurde.

„In der That, es wäre vielleicht gut, das Schmuckstück desinfirmiren zu lassen. Wer weiß, was für eine Krankheit . . .“

Aber Susanna schüttelte den Kopf. „Nicht!“ fragte Herr Bauche besorgt. „Aber was gibt es denn? Findest Du vielleicht, daß ich das Armband zu theuer erstanden habe?“

„Im Gegenheil!“ rief Susanne vorwurfsvoll. „Und mit halber Verlegenheit fügte sie hinzu: „Nachdem Du doch selbst früher mehr geboten hättest! . . .“

Herr Bauche begnügte sich damit, freundlich und überlegen zu lächeln: „Ja, mein Kind, das ist nun einmal nicht anders. Geschäft ist Geschäft!“

Susanne sah ihren Vater erstaunt an. Und eine tiefe, wachsende Traurigkeit stieg in ihren Augen auf. Sie wollte sprechen, wollte eine aufsehende Gebärde machen, aber ihre schon erhobene Hand sank entmutigt herab, ihre Lippen blieben geschlossen. Ihr in's Weite verlорener Blick wurde durch's schwere und neue Gedanken verschattet, als ob das Leben, das rosig lächelnde Leben, plötzlich einen grundlosen Abgrund vor ihren Augen aufgethan hätte. O, ihre Launenhaftigkeit von heute Morgen — wie sie sie bereute! War sie, war die Liebe zu ihr, nicht die Ursache, daß ihr Vater diese armen Leute benachtheiligt hatte? Sie empfand Entsetzen vor dem Raub, und ihr Herz trampelte sich in dem Widerspruch ihres töchterlichen Empfindens schmerzlich zusammen. Sie knippte das Schmuckstückchen zu und stellte es auf den Tisch zurück.

Sie konnte es nicht annehmen, konnte nicht Mißthätige an dieser häßlichen That werden.

„Was soll das heißen?“ fragte Herr Bauche beunruhigt. „Und ich, der so glücklich war und dir ein Vergnügen zu bereiten glaubte!“

Susanne zögerte, ohne den Muth zu finden, die Freude ihres Vaters zu zerstören, ihm einen grausamen Schmerz zuzufügen. Aber zu allererst erhob sich vor ihr das Bild dieses jungen Mädchens, das arm und krank war und so nothwendig Geld brauchte, um fortzufahren und geheilt zu werden.

„Susanne“, bat Herr Bauche zärtlich. „Meine kleine Susanne!“

Blötzlich erhobte sich Susannes Gesicht. Und während in ihren Augen ein Gedanke aufzusteigen schien, öffneten sich ihre Lippen zu einem kleinen Lächeln.

Herr Bauche fühlte sich beruhigt. „Ich wußte es ja!“ laute er froh. „Du verheißt jetzt, nicht wahr?“

„Ja“, antwortete das junge Mädchen zerküßt. „Aber jetzt laß mich ein wenig, bitte, Vater!“

„Dich lassen?“

„Ja.“

„Du willst also allein das Armband probiren?“

„Ja, das will ich!“

„Gut, gut! Und Du bist ganz beruhigt? Bist ganz zufrieden?“

„Ja, ganz zufrieden!“

Und in der That, Susannes Lächeln war vollkommen zurückkehrt, strahlender und süßer noch als vorher.

Herr Bauche war glücklich. „Ach, diese Kinder!“ sagte er und umarmte seine Tochter.

Herr Merane war inzwischen zu Martha hinaufgestiegen. Er zitterte vor Aufregung, während er, unfähig, daran glauben zu können, endgültig seinen letzten Traum zusammenzuführen sah. Kein Geschäft mehr, keine Zukunft für Martha, gar nichts mehr!

Mit einer letzten Anstrengung nahm er sich zusammen. Martha wenigstens sollte es nicht wissen. Er mußte ihr diesen Schmerz zu

ersparen suchen. Jede Erregung konnte ihrer Heilung schaden. Die Hauptsache war vorerst, daß sie gesund wurde. Was das Geschäft betraf, so mußte man sich eben gedulden. Später würde sich ein Ausweg finden, würde Zeit gewonnen sein . . .

„Wie blaß Du bist!“ rief Martha besorgt.

„Ja? Nein!“ antwortete er. „Der vielleicht doch. Von der Gemüthsbewegung. Das Armband zu verkaufen, war immerhin ein Opfer. Und es haften so viele Erinnerungen daran . . .“

„Hast du dreitausend bekommen?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

„Ich konnte nicht mehr verlangen“, antwortete Herr Merane. „Und schließlich ist es ja genug, nicht wahr?“

Er gab sich Mühe, heiter und sorglos zu erscheinen, und sprach so froh und leicht von der Zukunft, daß die Kranke allmählich wieder lächelte.

In diesem Augenblicke klang die Thür auf, und Herr Merane ging hinaus, um zu öffnen.

Entschuldigend Sie, mein Herr“, sagte Susanne, die ohne Hut und im Hauskleid vor ihm stand. „Aber ich komme aus der Nachbarschaft. Ich bin die Tochter von Herrn Bauche, und aus Furcht vor einem Mißverständniß wollte ich nicht warten.“

„Ein Mißverständniß?“ fragte Merane, ohne zu begreifen, während er das junge Mädchen eintreten ließ. Susanne aber fuhr fort:

„Mein Vater hat sich vielleicht schlecht ausgedrückt. Er hatte wahrscheinlich nur eintausendfünfhundert Franken zur Verfügung. Sie wissen ja, in Geschäften hat man das Geld oft nicht bei der Hand. Aber er wird die dreitausend bestimmt bezahlen. Ich selbst bin nicht sehr reich, wenigstens nicht für ein junges Mädchen . . .“

verbesserte sie sich. „Aber ich habe dreihundert Franken, die ich für meinen Vater auslegen will, bevor er den Rest bezahlt.“

Sie begann unter dem durchdringenden Blick Herrn Meranes zu stolpern, aber Martha unterbrach sie: „Du hast mich also getäuscht, Vater?“

„Du siehst ja, daß nicht . . .“ lächelte Herr Merane.

Susanne grüßte das junge Mädchen und nickte sich ihr freundlich. „Sie sind krank, Fräulein? Aber Nizza wird Ihnen gut thun.“

Martha dankte ihr mit einem Lächeln, aber Susanne hatte noch nicht alles gesagt. Schüchtern begann sie von neuem:

„Dreitausend Franken ist übrigens nur der Preis, den mein Vater gesagt hat. Aber eigentlich bin ja ich es, die Ihnen das Armband abkaufe, und ich würde es gern theurer bezahlen, denn die Männer wissen gewöhnlich den Werth der Juwelen nicht zu schätzen. Sie müssen mir nur ein wenig Zeit lassen, nicht wahr?“

„Fräulein“, sagte Merane gerührt, „ich habe die dreitausend Franken angenommen.“

„Sie vielleicht, mein Herr, das mag sein! Aber dann habe ich mit Ihrer Tochter zu verhandeln.“

Und sich an Martha wendend: „Sie sind einverstanden, nicht wahr?“

„Fräulein“, versuchte Merane noch einmal, „ich kann es nicht auf mich nehmen, daß Sie sich mit einer Last beladen, die Ihnen vielleicht zu schwer sein wird. Und lassen Sie mich Ihnen eines sagen: An Ihrem Vorgehen ist es weniger das Geld, das mich rührt, als die Vorgehen selbst. Es ist wahr, wir haben das Geld nöthig. Aber Sie bringen uns etwas viel Kostbares: Muth, Hoffnung und Vertrauen.“

„O, mein Herr“, bat Susanne, „weisen Sie mich nicht zurück. Ich bin es im Gegentheil, die Ihnen dann zu Dank verpflichtet ist!“

Ein tiefes Schwitzen erfüllte den Raum, ein Schweigen, in dem die unaussprechlichsten Empfindungen bestanden. War die arme, trankle Martha, gegenüber dem Seelenschmerz dieses schönen, reichen Mädchens, nicht noch glücklicher zu nennen!

„Nicht wahr, Fräulein, Sie nehmen an?“ nahm endlich Susanna das Gespräch wieder auf.

„Ja, das thue ich!“ sagte Martha fest.

Den Thränen nahe, drangen die Blicke der beiden Mädchen ineinander. Eine unendliche Zärtlichkeit strömte aus ihrem doppelten Leid hervor und verband sie mit tiefer Sympathie.

„Wollen Sie mir nicht einen Aufgeben?“ fragte Susanne mit spontaner Beweislage.

Ueberwältigt wendete Herr Merane sich ab. Er derauf seine eigene Freude über der That, und das Herz dieses Kindes bekrängte. Sie schuldeten Susanne das Heil, vielleicht das Glück, aber wer würde ihr das Glück wiedergeben?

Und diese Beweislage erfüllte ihn und Martha noch lange, nachdem Susanne Abschied genommen hatte und leicht wie ein kleiner Vogel davongeflattert war.

Beim Diener. „Der Herr dort ist ja so wenig, wie kommt denn das?“

„Ach, der ist Aviatier, der lebt von der Luft.“

Humoristisches



Conjux: „Man sag' mal, Conjuxchen, warum du mir eigentlich den kleinen Bletter Emil vorgezogen hast. Wir beiden hätten doch viel besser zusammen gepakt!“

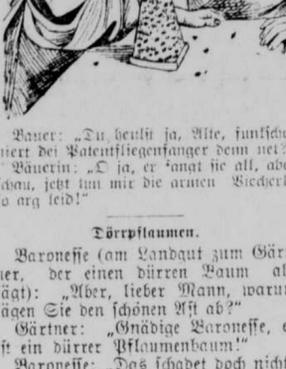
Conjuxine: „Weil ich halt dem Grundlos huldige, daß man von zwei Liebeln immer das kleinere wählen soll.“



A: „Ach, dort ist ja die reizende Ette, habe Zutritt im Hause — mache ich auf Lebend Leben die Cour —!“

B: „Nenne sie auch, ist ein ganz unbedenkbares Mädchen!“

A: „Am Gegenheil, mein Lieber, mindestens 100,000 Dollars!“



Bauer: „Du heulst ja, Alte, hinstocherst bei Kalendertageanfänger dem net?“

Bauerin: „Ja, er tanzt sie all, aber kann, jetzt um mir die armen Biederlin so arg leid!“

Dörpflaumen. Baroness (am Landbau zum Gärtner, der einen dürren Baum absägt): „Aber, lieber Mann, warum sägen Sie den schönen Ast ab?“

Gärtner: „Gnädige Baroness, es ist ein dürre Pflaumenbaum!“

Baroness: „Das schadet doch nichts — dürre Pflaumen sind auch gut zu gebrauchen!“

Ein Spottvogel. „Na, Frau Bissig, Sie sind ja ziemlich der Herr im Haus. Aber ganz haben Sie Ihren Mann doch nicht in der Gewalt!“

„I möcht scho bitt'n, Herr Spöttlich.“

„Ja, wenn Sie auch ihn net ausgeh'n lass'n, seine Haar' geh'n doch aus!“

Bed. „Heute warst Du sehr brav, Alphonso! . . . Warum bist Du nicht immer so artig?“

„Ja, Müttchen, ich nehme mir das auch vor — aber es kommt mir immer wieder was dazwischen.“

Nachwirkung. „Also Du hast die Versicherungsagentur nicht mehr?“

„Nein! Aber alle Bekannten reihen immer noch vor mir aus!“

Galgenshumor. Herr (zu einem Weinfölscher, der wegen Farben des Weines angeklagt ist): „Also heute wird Ihre Verhandlung sein?“

Herr: „Ich werde leider — Farbe bekennen müssen.“

Tristiger Grund. „Warum wiffst Du dem jungen Zahnarzt denn Deine Tochter nicht geben? Ich denke, er ist schon ein Jahr in der Stadt.“

„Er kann aber nicht — Wurzel lassen!“

Rahmana. Herr (im Concert, als sich ein anderer mit lautem Tritt zu seinem Sitze begiebt): „Pf! Mensch, Sie zertreten ja die ganze Ouverture!“

Müßiger Zireit. „Mein Verast ist der älteste“, sagte ein Gärtner, „denn Adam war der älteste Gärtner.“

„Dann ist der meine ebenso alt“, erwiderte die Obsthändlerin, „denn Eva war die erste Apfelbaum!“

Serringeallen. Klatschballe: „Dein Mann ist, wie ich hörte, gestern Abend im Theater in Begleitung einer sehr hübschen Dame gesehen worden!“

Junge Frau: „Ganz richtig; wir waren ja zusammen dort!“

Toblenlage. „Das Leichenbegängniß des reichen Barons von Erbberger muß wohl sehr imponant gewesen sein!“

„Ja — und ob! An seiner Bahre jubelten dreizehn Reffen und zwei Richten!“

Sweidentia. Lehrer (ins Schulzimmer tretend): „Da liegen nun schon wieder Babierschnitzel und Döfischalen umher! Münn! Ihr Euch denn an keine Ordnung gewöhnen! So oft ich in die Klasse trete, ist der Schweinefäkal fertig!“

Die Hauptfunde. „Warum so betrübt, Herr Graf?“

„Gestern meine Frau kammt Chauffeur durchgezogen. So'n lästigen Chauffeur krieg' ich nimmer!“

Freiwändig. Der kleine Fritz hat ein unschönes Wort gebraucht. Die Mutter ermahnt ihn: „Fritschen, wenn du mir verzeihst, solch' krafftiges Wort nicht mehr zu gebrauchen, schenke ich dir zehn Cents.“

„Ach, Mütti, ich kenne aber Worte, die einen Quarter werth sind.“

Scharfe Antwort. „Ich sage Dir, Weibchen, Du hast eine Junge wie ein Schwert.“

„Nun ja, jedermann kann nicht — ungeschliffen sein.“

Ein Vorsichtiger. Unter die Kinder sind Pflaumen vertbeilt worden, jedes hat acht Stück bekommen. Georg schleicht sich mit seinem Schatz nach einer Gorienecke und wird dort beobachtet, wie er mit geschlossenen Augen seine Pflaumen verzehrt. Gefragt, warum er denn bei dem Schmaus die Augen so fest zugebracht habe, sagt er: „Ich wollt's nie sehen, wenn etwa 'ne madige drunter war.“



Erster Bauer: „Warum hast du Angst vor dem Hund?“

Zweiter Bauer: „Das weiß ich, aber weiß ich, ob's der Hund weiß?“



„Ich kann nicht anders, Herr Professor, ich muß meinen Eintritt in die Welt als ein Unglück beklagen.“

Professor: „Ja, das hätten Sie eben vorher bedenken sollen, mein Lieber.“



„Ich kann nicht anders, Herr Professor, ich muß meinen Eintritt in die Welt als ein Unglück beklagen.“

Professor: „Ja, das hätten Sie eben vorher bedenken sollen, mein Lieber.“



„Ich kann nicht anders, Herr Professor, ich muß meinen Eintritt in die Welt als ein Unglück beklagen.“

Professor: „Ja, das hätten Sie eben vorher bedenken sollen, mein Lieber.“

